

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 60 (1980)
Heft: 6

Buchbesprechung: Das Buch

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Buch

ZWISCHEN ANPASSUNG UND UTOPIE

Zu Ulrich Plenzdorfs Roman «Legende vom Glück ohne Ende»

Seit Mitte der sechziger Jahre ist Ulrich Plenzdorf ein bekannter Autor; in der DDR, wo er wohnt, und im Westen bekannt geworden durch ein Werk: «*Die Leiden des jungen W.*» (1973). Das Werk erschien zuerst in einer Prosafassung und war dann, zum Stück umgeschrieben, 1974/75 das meistgespielte Gegenwartsstück auf den deutschsprachigen Bühnen. Aus den «*Leiden des jungen W.*» wurde 1976 ein westdeutscher Film, Buch: Ulrich Plenzdorf; der Autor hat Erfahrung mit diesem Medium, denn seit 1963 arbeitet der 1943 in Berlin geborene Plenzdorf für die ostdeutschen Filmstudios der DEFA als Szenarist.

Plenzdorf scheint das Umschreiben eines Stoffs für verschiedene Medien zu lieben. Den Stoff zu seinem DEFA-Film «*Die Legende von Paul und Paula*» (1973) hat er jetzt zu einem Roman umgearbeitet, handlungsmässig allerdings wesentlich erweitert, unter dem Titel «*Legende vom Glück ohne Ende*¹».

«*Die Leiden des jungen W.*» hatten in der DDR Aufsehen und Kritik erregt, weil sie anhand des jungen, unzufriedenen Protagonisten Edgar Wiebeau einen Generationenkonflikt in der DDR zur Sprache brachten, der im Buch ungelöst bleibt und der auch kein für eine kommunistische Gesellschaft spezifisches Problem darstellt, was wohl entscheidend zum Erfolg

des Werks im Westen beigetragen hat. Die Geschichte von Paul und Paula, die sich miteinander aus der Enge kleinbürgerlicher Selbstzufriedenheit zu befreien suchen, ist im Prinzip so wenig DDR-spezifisch wie Edgar Wiebeaus Problematik. Die Zwänge, mit denen sie sich und ihre Liebe zueinander konfrontiert sehen – der lähmende Druck einer allseits zu beobachtenden oberflächlichen Wohlständigkeit; die Starrheit der Rollenverteilung der Geschlechter; der Zwang zur kleinen Karriere, «wer zu sein»; die Macht der herrschenden Nichtintegration der Sexualität –, sind wohl keinem westlichen Leser unbekannt. Stoffmässig zeigt sich Plenzdorf hier als DDR-Autor lediglich dadurch, dass die Geschichte in Ost-Berlin spielt und die Figuren nicht aus dem Intellektuellenmilieu stammen – wie bei westlichen Autoren, von der sogenannten Arbeiterliteratur abgesehen, üblich –, sondern Kleinbürger und Arbeiter sind.

Sowohl den Filmstoff wie die erweiterte Romanfassung nennt der Autor «Legenden». Ursprünglich sind Legenden Heiligengeschichten, in denen in der Regel Wunder geschehen; im übertragenen Sinn: Geschichten von vorbildlichen Menschen, Geschichten, an die man glauben mag, deren tatsächlicher Wirklichkeitsgehalt jedoch dahinsteht. Die beiden Liebenden Paul und Paula sind Vor-

bilder in bezug auf Kompromisslosigkeit ihrer Liebe und Solidarität. Für Paula führt diese Kompromisslosigkeit zum Tod: sie will trotz der Warnungen des Arztes das Kind, das sie von Paul hat – «dem einzigen Mann, den es für mich gibt» –, nicht abtreiben lassen und stirbt an der Geburt. Plenzdorf lässt den vorsichtigeren Arzt in dessen beratendem Gespräch mit Paula die philosophische Bilanz ziehen: «Du bist doch kein Kind mehr. Es gibt eben Dinge, die nicht gehen. Wenn du was von Philosophie verstehen würdest, würde ich sagen: Ideal und Wirklichkeit gehen nie übereinander. Ein Rest bleibt immer².»

Die Legende der «Heiligen» Paul und Paula nimmt so ein vorzeitiges Ende, das Wunder ihrer Liebe hat kurzen Bestand, besitzt nur transitorischen Charakter, aber nicht aus veränderbaren, gesellschaftlichen, sondern aus biologischen Gründen.

In der Romanfassung nun lässt Plenzdorf, deren Titel gemäss, das Glück der Liebe von Paul und Paula trotz Paulas Tod mit Hilfe eines ein wenig forcierten Kunstgriffs weiterdauern: Paula aufersteht, freilich auf nicht wunderbare Weise. Ein Freund Pauls, der erkennt, dass Paul ohne Paula nicht richtig leben kann, bringt eine Arbeitskollegin, die der Verstorbenen sehr gleicht, dazu, dem Paul als Paula zu erscheinen. Der Versuch klappt, Paul und die neue Paula ziehen zusammen; allerdings erweist sich mit der Zeit Paula II als ganz gewöhnliche Paula, namens Laura, die es mit der Verstorbenen nicht aufnehmen kann. Doch zu einem Debakel kommt es erst, als ein neidischer Kollege Paul das Geheim-

nis der «Auferstehung» Paulas ausplaudert. Wo untröstliche Verzweiflung in einen Zustand der Ausweglosigkeit führt, lässt Plenzdorf keinen Freitod, sondern einen unerklärlich rechtzeitigen Unfall ereignen. Das ist schon bei Edgar Wibeau so, der schliesslich beim Basteln durch einen elektrischen Kurzschluss den Tod findet; der verzweifelte Paul wird beim Autoreparieren von dem von der Aufbockung herunterrutschenden Auto fast erdrückt; mit gefühllosen, gelähmten Beinen bleibt er in der Folge an den Rollstuhl gefesselt.

Der Autor lässt deutlich werden, wie Paul in all der Zeit lernt, den andern Menschen, die in den herrschenden Zwängen – von denen Paul, zumindest innerlich, frei ist – befangen bleiben, mit liebevollem Verständnis zu begegnen. Der äusseren Konfrontation mit diesen Zwängen kann er sowenig entgehen wie seiner Lähmung, gegen die er sich zwar mit eisernem Willen und hartem Training wehrt. Sinnbild des schliesslichen Sich-Fügens ist die Hochzeit mit Paula II: «Paul musste seinen Traum aufgeben, vor Laura auf eigenen Beinen, aus eigener Kraft hinzutreten und ihr zu sagen, dass er sie nicht will, und warum er sie nicht will.»

Mit dieser Hochzeit endet der Roman; die Geschichte eines untragisch scheiternden Versuches einer radikalen Nichtanpassung. Das im Titel versprochene «Glück ohne Ende» endet in Resignation. Plenzdorf hat allerdings im allerletzten Abschnitt noch eine Überraschung bereit: er lässt Paul ohne Rollstuhl und Hilfsmittel verschwinden. Der Endgültigkeit der Resignation setzt er mit einer Volte zum Schluss Pauls spurloses

Entschwinden entgegen. «Obwohl man sicher war, Paul wegen seiner Behinderung leicht zu finden, ist er nicht gefunden worden. Nur eins ist zweifelsfrei festgestellt worden – dass Paul keinen Grenzpunkt passiert hat.» Den letzten Satz darf man vor allem wohl so verstehen, dass Paul sich nicht ins «Paradies» mancher DDR-Bürger, nach Westdeutschland, abgesetzt hat. Paul ist vielmehr absolut verschwunden; er hat sich abgesetzt in ein Land, das es nicht gibt, nach «*keinem Ort*», nach «*nirgends*»: Utopia. Der Roman von Christa Wolf, auf den ich damit anspiele, ist fast gleichzeitig mit Plenzdorfs Werk erschienen.

«*Die Legende vom Glück ohne Ende*» ist sehr geschickt geschrieben. Plenzdorf versteht es, den Leser bei der Stange zu halten mit dramatischen Elementen, überraschenden Wendungen der Handlung, dem Aufschub von ausstehenden Konflikten. Sein Stil spricht an durch Farbigkeit, einfache Direktheit, Humor. Das Buch ist voll von weisen Bemerkungen. Und doch bleibt am Schluss bei der Lektüre ein Stück Unbefriedigtheit.

Mir scheint das an folgendem zu liegen. Inhaltlich lebt der Roman von der Spannung zwischen Anpassung und Utopie. In dieser Spannung läuft dann vieles ein wenig zu leicht. Abgesehen vom «Fiesling», der Paul über Paulas Wiederkunft aufklärt – diese Aufklärung kann ja ohnehin nicht auf ewig ausbleiben –, agieren eigentlich alle Figuren auf bestmögliche Weise, hegen nur gute Absichten, handeln ganz ihren individuellen Anlagen ge-

mäss. Wo sie allenfalls gesellschaftlichen Zwängen unterliegen, erscheinen diese derart individualisiert, dass sie als gesellschaftliche kaum mehr zu erkennen sind. Das Individuum tritt hier fast wieder als in seine herrlichen Rechte eingesetzt auf, die im 19. Jahrhundert noch glaubhaft waren.

Plenzdorf ist freilich ein zu gewitzigter Autor, um solchen Einwänden ganz ungeschützt ausgesetzt zu sein: er gibt seine Geschichte ja – zumindest in der Überschrift – nicht als realistische, sondern als «Legende» aus. Da darf die widerständige Komplexität der gesellschaftlichen Wirklichkeit schon ein wenig einfacher sein, als es die Erfahrung lehrt; da darf der Einfachheit halber auch mal Unmögliches geschehen, wie das Wunder von Pauls Rettung durch spurloses Verschwinden. Das heisst dann aber, auf das Thema des Buchs bezogen: all die Liebe und das Glück, die Pauls Verhalten im Laufe der Geschichte bei sich und andern freimacht, sind nur als Legende möglich. Die «*Legende vom Glück ohne Ende*» wäre dann zynisch zu verstehen. Dem widerspricht aber der im ganzen heitere, wirklichkeitsfreudige Ton des Buchs. Etwas stimmt da nicht.

Ernst Nef

¹ Ulrich Plenzdorf, *Legende vom Glück ohne Ende*, Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1979. – ² Zitiert nach Plenzdorfs Filmerzählung, *Die Legende von Paul und Paula*, Suhrkamp Taschenbuch 173, S. 87, Frankfurt am Main 1976.

DIE LUST DER BETRACHTUNG

*Zum Roman «Die Begegnung» von Hermann Lenz**Sich selber erkennen*

Es ist gesagt worden, *Hermann Lenz* sei «ein poetischer Nachfahre der Mörike und Stifter, ein sensibler Erzähler und stoizistischer Chronist»¹. Gewiss, man kann dem Autor bescheinigen, dass er konservativ ist, eher auf die Vergangenheit ausgerichtet; modernistischen Strömungen ist er abhold. Mit Stifter teilt er das Statische seiner Prosa, die Vorliebe für besinnliche Gespräche, die Liebe zur österreichischen und böhmischen Landschaft. Man darf ihn auch als Nachfahren der Realisten ansprechen, weil er genau beobachtet, was sich im Wald, im Garten, im Hause tut. Mit Mörike verbindet ihn die Neigung zum Schwäbeln in seinen Texten; er selber ist Württemberger. «Wann bist du fertig, Luise? Mach a bissle . . .» lesen wir da (S. 67). Aber auch die introvertierte Versponnenheit des Autors gemahnt an Mörike und andere schwäbische Dichter. – Dennoch darf man einen solchen Hinweis nur als erste Orientierungshilfe benutzen. Bei genauerem Zusehen lässt sich nämlich kein wirklicher Dichter so leicht auf eine fertige Formel bringen.

In seinem neuen Roman «*Die Begegnung*»² versetzt uns Hermann Lenz in die vierziger Jahre des 19. Jahrhunderts zurück. Wir spüren im ganzen Buch den Konflikt zwischen jenen revolutionären Kräften, die 1830 und 1848 ausbrachen, und dem konservativen Establishment. Das letztere er-

scheint im allgemeinen mild und menschlich, auch wenn gelegentlich einmal von «sozialer Ungerechtigkeit» (S. 81) die Rede ist. Die Revolutionäre und Revolutionärinnen aber erliegen einer nervösen Hast, einem Klischeedenken, sie setzen voreilige Schlagwörter an die Stelle der Wirklichkeit. Natürlich spielt der Autor mit alledem auf heutige Verhältnisse an. Doch wäre es verfehlt, wenn man die Aussage des Buches deswegen als eine in erster Linie politische verstehen wollte.

Stifter ist wohl im Grunde religiös zu deuten, Mörike eher ästhetisch; beides trifft auf dieses Buch nicht zu. Dem Autor geht es viel eher darum, sich selber zu erkennen. Gerade indem man die *andern* beobachtet oder mit ihnen Zwiesprache hält, findet man sich selber. In völliger Isolation kann das nicht geschehen; jeder Mensch braucht andere Menschen.

Eine Ich-Erzählung

Wilhelm, der Ich-Erzähler, steht durchaus im Zentrum des Romans. Er wirkt als Hauslehrer in einem gräflichen Schloss. Er ahnt zuerst und erfährt zuletzt, dass er der natürliche Sohn des Grafen ist – und dass es sich bei Constantin, dem «offiziellen» Sohn des Grafen, um seinen Halbbruder handelt. Der Graf ist eine philosophische Natur, wie Wilhelm selber; er fördert ihn unmerklich und wahrt doch immer Zurückhaltung. Er veran-

lasst den Hauslehrer, aus der Beschaulichkeit des Landschlusses auszubrechen, ins sogenannte Leben hinaus. Wilhelm ist aber von vornherein überzeugt, dass das meiste, was dieses Leben bietet, nur «Schlamm und Moder» ist.

Immerhin verstrickt er sich in eine Liebesleidenschaft zu Luise; sie bringt das Kunststück zustande, zugleich eine braungebrannte, sinnliche Landfaherin und eine scharfzüngige Intellektuelle zu sein. Mit ihr verbringt er rustikale Schäferstunden im Wald. Luise findet in ihrer Ehe mit einem Landpfarrer keine Erfüllung. Sie lässt sich mit zahlreichen Männern ein und sinkt allmählich fast zur Prostituierten ab, ohne doch ihren geistigen Habitus einzubüssen . . . Ihre flackernde Unruhe steht im grellen Gegensatz zu Wilhelms Hang zur Reflexion und Beschaulichkeit. Aber Gegensätze ziehen sich an. Je weiter sich Wilhelm im Lauf seines Lebens von Luise entfernt, desto stärker bindet sie ihn. Er heiratet inzwischen die Agathe, eine liebenswürdige Küferstochter, wird zuerst Volksschullehrer, dann, infolge der Förderung durch seine gräfliche Verwandtschaft, Ministerialbeamter und Hofrat. Doch die Karriere macht ihn nicht glücklich, und er gehört innerlich nirgends ganz dazu, weder zu den Adeligen noch zum Volk.

Schön ist die Wanderung beschrieben, die er mit seiner Frau und der Tochter Kathi durch die böhmischen Wälder macht. Aber auch diese «heile Welt» vermag ihn nicht festzuhalten. Er bricht noch einmal aus dem Kreise des Wohlverhaltens aus, brennt durch mit der unvergessenen Landfaherin und versucht in dieser «Begegnung» mit ihr endlich sich selber zu finden.

Der Versuch misslingt. Ganze Leidenschaft ist nämlich nur auf *ihrer* Seite, während er sich immer noch in Reflexionen verzettelt. Der Fall ist symptomatisch. Begegnung mit den andern kann kaum je zum völligen Einssein führen. Es bleibt ein ungelöster Rest. Das gilt sogar für die Begegnung mit sich selber.

Egozentrik

Im Grunde genommen ist dieser Ich-Erzähler nur an sich selber interessiert. Wenn er einmal vom Schloss zum Teich hinuntereilt, um sich dort im Spiegelbild anzusehen, so erscheint er geradezu als Narziss: indem er nämlich sich selber «wie auf einem Medaillon oder in einem Rahmen mit Goldleiste als Miniaturporträt» betrachtet (S. 10). Aber er ist dann doch Realist genug, um sich selber nicht auszunehmen von der Vergänglichkeit alles Irdischen: «Nicht länger als ein Spiegelbild dauert alles, was zu dir gehört; ein Schimmer, lange genug für ein Leben.»

Zwar entgleitet einem alles, doch soll man sich darin üben, gerade in der Flüchtigkeit des Augenblicks zu leben, indem man diesen Augenblick voll ausschöpft. Spontane Menschen wie jene Landfaherin haben das leichter; komplexen und kontemplativen Naturen wie Wilhelm fällt es schwer. Erinnerung verdrängt da nur allzugern die Gegenwart. Und doch kann man die Erinnerung nie mehr in den Stand der Gegenwart erheben, zur Wirklichkeit verdichten. Der späte Ausbruchversuch der beiden Hauptpersonen zeigt das deutlich. Ihre Beziehung bleibt am Ende so problembeladen wie sie es schon immer gewesen war. Wer

könnte über den Schatten seines Charakters springen?

Aussenseiter

Es gibt in der Gesellschaft Leute, die sich eingefügt haben und solche, die das nie zustandebringen. Es gibt auch die Zwischengruppe derjenigen, die es nur scheinbar geleistet haben. Zur ersten Kategorie gehört die Gattin Agathe, zur zweiten Luise, die Geliebte; zur dritten zählt Wilhelm. «Sich einfügen» ist in diesem Buch ein wichtiger Begriff. Man redet desto mehr davon, je weniger man es selber zuwege bringt. Nun, die Gesellschaft braucht auch den Aussenseiter, der sie in Frage stellt – sonst würde sie sich selber zum Mass aller Dinge. Auch die Literatur braucht ihn, den Mann, der sich nicht nach der Decke streckt, der den Mut hat zum Anderssein und der Modeströmungen spottet. Wahrscheinlich haben diese Strömungen für Hermann Lenz gar keine Versuchung gebildet, weil es ihm so wichtig war, er selber zu bleiben. Worin besteht denn für ihn die Funktion des Dichters? Wilhelms Töchterchen Kathi deutet es einmal an in ihrer erfrischenden Nai-vität: «Der Papa schreibt ein Märchen», sagte sie. Ich fragte, woher sie das wisse. – ‚Von deinem G’sicht. Bei Akten hängt in deinem G’sicht alles herunter. Jetzt aber machst du die Welt sauber, gelt? Man muss doch die Welt sauber machen, wenn man schreibt‘» (S. 158). Sprechen nicht Kinder und Narren des öftern die Wahrheit? Hat sich die gegenläufige Tendenz, die Tendenz, in der Literatur lauter Abgründe aufzureissen, nicht schon zu Tode gelaufen?

Der Autor versteht es, das Bauernland und die Stadt, aber auch die verschiedenen Schichten der Gesellschaft lebendig heraufzubeschwören. Da gibt es Literaten wie den «Redakteur Maulpertsch» und die emanzipierte Irma Mannesmann, die alle Dinge geistreich zerschwatzen. Da gibt es Küfersleute und nette Töchter von Pferdehändlern, die näher an den Sachen sind. Hermann Lenz hat die Gabe, seine mannigfaltigen Beobachtungen auf eine knappe Formel zu bringen. In einer Zeit, die ein Übermass an «progressiver» Literatur erlebt hat, wirken solche Bücher retardierend und fordern zur Besinnung auf.

Die schwäbische Herkunft

Hermann Lenz wurde 1913 in Stuttgart geboren. Den Hang zum Beharren, zur Introversion bis zur Versponnenheit teilt er mit anderen schwäbischen Dichtern. Er ist ein Betrachter – und in diesem Buch vor allem ein Selbstbetrachter. Betrachtung des Äussern nennen wir Beobachtung, Betrachtung des Innern heisst heute meistens Psychologie. Aber die Psychologie, von einer innerlichen Seite her verstanden, ist nicht weit von der Philosophie entfernt. Wenn ich Hermann Lenz lese, fällt mir eine schöne Stelle aus Ciceros «Gesprächen in Tusculum» ein (Tusc. V, 9).

Dort formuliert kein Geringerer als Pythagoras die Rolle des Philosophen so: Das Leben der Menschen gleiche einem Volksfest, zu dem eine grosse Menge von überallher zusammenströme. Die einen nun strebten danach, sich bei sportlichen Wettkämpfen auszuzeichnen; andere seien ganz verses-

sen aufs Kaufen oder Verkaufen; noch andere aber – und ihnen gibt Pythagoras den Vorzug – erstrebten weder Ruhm noch Gewinn, «*sondern sie kämen des Schauens wegen*». Diese seien freilich selten, Geister, «die alles Übrige für nichts erachteten und das Wesen der Dinge mit Fleiss betrachteten». Diese Leute nun nenne man Philosophen³.

Ein Philosoph ist demnach, wer ausserhalb des Getriebes stehenbleibt,

es aber um so genauer betrachtet. In diesem Sinne darf man wohl Hermann Lenz als einen philosophischen Autor bezeichnen.

Arthur Häny

¹ Franz Lennartz, *Deutsche Schriftsteller der Gegenwart*, Kröner, Stuttgart 1978, S. 481. – ² Insel Verlag, Frankfurt am Main 1979. – ³ Cicero, *Gespräche in Tusculum*, Artemis, Zürich 1966, S. 186/187.

BERICHT AUS EINEM ZWISCHENLAND

Zu Walter Vogt, «Vergessen und Erinnern»

«*Booms Ende*», das vorletzte Buch von Walter Vogt, enthielt Extremfälle von Geschichten: grausame, bösartige, scharf zugespitzte Fiktionen, in welche der Autor, mit einer quälenden Konsequenz, seine Ängste projizierte, Bilder, in denen er seine Ahnungen von dem, was im Menschen an Bösem und Bedrohlichem vorhanden ist, als Wirklichkeit darstellt¹.

Ganz anders das neue Buch «*Vergessen und Erinnern*»². Keine Fiktion, sondern ein Stück Lebensbericht, als Roman getarnt: über die Zeit eines Aufenthaltes in der Klinik, die Entziehungskur eines Drogensüchtigen namens W., der unverkennbar der Autor Walter Vogt selber ist. Eine solche vorläufige Charakteristik läuft freilich Gefahr, im Leser falsche Erwartungen zu wecken – und solche Erwartungen stellen sich bei diesem Buch ohnehin leicht ein: es scheint Sensationen, Horror, Halluzinationen zu versprechen, und die Icherzählung (zumal dies Ich ohne Verfremdung, mit den richtigen Daten, dem richtigen Beruf, der rich-

tigen Kinderzahl dem Autor W. V. gleicht) mag die Neugier des Lesers wecken, sein Verlangen, einen Blick durchs Schlüsselloch ins Innere eines Menschen zu tun.

Aber «*Vergessen und Erinnern*» ist kein sensationelles und kein phantastisches, eher ein zurückhaltendes, ja leises Buch, und die Icherzählung, sie mag sich noch so unverfremdet direkt geben, enthüllt im Grunde weniger als viele fiktive Romane. Von der Lebensgeschichte des Autors vernimmt man so gut wie nichts, auch so gut wie nichts über die Gründe, die zur Drogenabhängigkeit geführt haben. Ausgespart werden – mit einer Ausnahme – die Erfahrungen mit Drogen selbst, ausgespart wird das Erlebnis, das doch immer wieder erwähnt wird: das Delirium der ersten Tage. Stimmungslagen, Gefühle werden genannt – deren Inhalte aber kaum angedeutet; nur eben angedeutet wird auch die Beziehung zur eigenen Familie: «*geliebte Menschen*», «*schöne Kinder, eine bekümmerte Frau*» – nichtssagender

könnte die Charakteristik nicht sein. Erzählt werden die banalsten Aspekte der Entziehungskur: die Zeit, in welcher der Klinikaufenthalt bereits Routine, Alltag geworden ist. Man kann das Pathologische nicht mehr ins Unauffällige ziehen, als Vogt es tut. Harmlos wird es dennoch nicht.

Das Buch liest sich zwar ausgesprochen leicht, fast unterhaltend: aber auch die Einfachheit und Leichtigkeit, sie mag dem Leser noch so sehr entgegenkommen, täuscht: der Aufbau ist komplizierter, vor allem die Perspektive verwirrender, als es den Anschein hat. Schon die beiden Zeitebenen, die das Buch strukturieren, sind eng und auf vielfache Weise aufeinander bezogen: da ist W., der sich, eben aus der Klinik entlassen, am Murtensee erholt und ins Leben zurückzufinden sucht, immer der Versuchung ausgesetzt und von der Ärztin dazu gedrängt, in die Klinik zurückzukehren – er beginnt zu schreiben, beschreibt seine Gegenwart, sucht sich der unmittelbaren Vergangenheit zu erinnern und gerät so auf die zweite Zeitebene, den unmittelbar vorausgehenden Klinikaufenthalt. Die Perspektive kompliziert sich vor allem dadurch, dass der Patient W., der schreibt und zugleich als «Held» agiert, Arzt ist, sich selber und seine medizinisch ausgerüstete Umwelt also durchschaut. Überlegenheit und Sicherheit gewinnt er freilich dadurch nicht: der Patient W. fühlt sich genau so wie seine Mitpatienten den Institutionen und Ärzten ausgeliefert; er hat von seinem ärztlichen Wissen nur so viel gerettet, dass er sich selbst und seiner Umgebung gegenüber als Schriftsteller jene Ironie brauchen kann, die man seit jeher an ihm kennt.

Natürlich macht er aus seinem Ich

nicht einfach eine Kunstfigur; das Buch ist von einer bedrängenden Authentizität. Aber es ist zugleich, und auf fast jeder Seite, auf eine vertrackte Weise stilisiert. Das Ich, das als Hauptfigur durch das Buch geht, erhält leicht clowneske Züge: wenn W. in erhabener Pose als König Salomo durch die Gänge geht, mit dem Wegräumen des Frühstücksgeschirrs nicht zurecht kommt, in der Ergotherapie an einem Tongebilde arbeitet und schliesslich *«wohlerzogenes Kind, das ich im Grunde immer geblieben bin»*, für die Heimfahrt zu seinem Sohn ins Auto steigt.

Aber das Ich ist nicht nur präsent als Figur, sondern vor allem als wahrnehmendes und analysierendes Bewusstsein. Durch das vorgeschobene Ich des Patienten W. beobachtet der Autor seine Umwelt, diese vergleichsweise humane Klinik, deren Klima nicht der Schrecken, sondern Alltagsroutine ist, vergleichbar dem leisen Surren eines anonymen Apparates (*«Kein Raum für einsame Entschlüsse. Keine Verantwortung, keine Initiative. Alles von perfider, hintergründiger Freiwilligkeit. Man kann tun und lassen, was man mag... Was man tut und lässt ist folgenlos. Was man tut und lässt, wird aber auch lückenlos registriert.»*); er protokolliert seine innere Auseinandersetzung mit der Ärztin, halb als Kollege, der durchschaut und begreift, halb als Patient, der sich abhängig weiss und auflehnt zugleich. Aber auch wenn er sich selbst beobachtet: die Darstellung fügt sich nicht zu einem Selbstporträt zusammen, es bleibt bei Einfällen, plötzlichen Einsichten, Blitzlichtaufnahmen, aufschlussreich und fragwürdig in einem.

Zwar scheint er gelegentlich sein

Wesen analysierend zu durchdringen. *«Ich will, dass man mich liebt und bewundert, genauso wie ich nun einmal bin. Um das zu erreichen, benehme ich mich so aufsässig und widerborstig wie möglich, provoziere alle erdenklichen Reaktionen von Ablehnung bis Hass.»* Wer den Autor kennt, wird diese Beschreibung für treffend halten, wer ihn nicht kennt, mag glauben, er besitze nun eine schlüssige Formel, ihn zu erfassen. Aber an einer anderen Stelle spricht er, in unbeschönigtem Widerspruch, von seinem *«einfachen, im Innersten glücklichen Naturell»*. Die beiden Selbstbeschreibungen sind nicht zur Deckung zu bringen; es sind Aperçus, die auf den Autor zutreffen, aber auf viele andere Menschen auch. Das Buch lässt sich also weder als Bekenntnis noch als Krankengeschichte des Falles W. lesen; es mag so autobiographisch sein wie es will, es beschreibt etwas sehr Allgemeines: die Situation des Patienten – sagen wir besser: des gefährdeten, vom Rahmen des normalen *«erwerbstätigen Lebens»* nicht mehr gehaltenen Menschen – zwischen Klinik und Leben, Krankheit und Normalität, ausgesetzt der Anziehung von beidem. Diese Spannung ist wohl das Hauptmotiv des Buches, auf jeden Fall das Unheimlichste darin. Denn die Anziehungskraft, die von der Krankheit ausgeht, scheint stärker zu sein, ihre Welt ist mit leuchtenderen Farben gemalt, mit ihr verglichen wirkt der Ruf des Lebens farblos, banal. Den eben Entlassenen in der Klinik zurückzuhaben, ist das erklärte Ziel der Ärztin, dieser *«Hexe»*, wie sie einmal genannt wird – eine Hexe, die

verzaubern kann, vielleicht für immer. Und der Patient W. würde sich nicht so heftig und irritiert gegen diesen Rat auflehnen, fühlte er sich nicht selber angezogen und verführt: nicht nur von der Klinik (die neben der Bevormundung auch Geborgenheit anbietet, eine Rückkehr gewissermassen in den Mutterleib), sondern auch von der Krankheit selbst, vom Rausch, von der Halluzination, die Zustände und Erfahrungen verspricht, welche die Realität dem Menschen vorenthält.

«Wer immerzu halluzinieren muss, ist kindisch. Hat seinen Untergang verdient. Wer gar nie halluziniert, verfehlt etwas. Wird nie wissen, wer oder was er sein könnte, auf dieser Erde, dieser Welt.» Diese Sätze – Summe der einzigen Rauscherfahrung, die beschrieben wird – umgrenzen den Bereich, in dem das Buch spielt: eine Grauzone gewissermassen zwischen Krankheit und Gesundheit, Halluzination und Normalität, einen Lebensabschnitt, in dem die Entscheidung gefällt wird, *«nicht kindisch»* zu sein, sich wieder dem *«normalen erwerbstätigen Leben»* zuzuwenden. Es wird nie explizit gesagt, wie es zu dieser Entscheidung und ihrer Verwirklichung kam: das Buch enthält weder ein Plädoyer für die Krankheit, für den Rausch, noch ein Pamphlet dagegen: es stellt Erfahrungen dar.

Elsbeth Pulver

¹ Walter Vogt, *Booms Ende*, Erzählungen, Benziger, Zürich 1979. – ² *Vergessen und Erinnern*, Roman. Benziger, Zürich 1980.

ESSENER UND FRÜHE CHRISTEN

Seit langen Jahren befassen sich Wissenschaftler internationalen Rufes mit der Entzifferung und Auslegung der kostbaren Rollen von Kumran, die soviel zum neuen Verständnis des religiösen Lebens jener Zeit beitragen. Wie David Flusser, Professor für vergleichende Religionswissenschaften an der Hebräischen Universität Jerusalem, bemerkt, finden wir in der Schrift «Genesis Apocryphon» Hinweise auf Heilung von Kranken durch Auflegen der Hände – eine Parallele zum Neuen Testament. Pharaon sei durch eine rätselhafte Krankheit befallen worden und sandte nach dem Patriarchen Abraham, der damals in Ägypten weilte, um für ihn zu beten und «seine Hände aufzulegen, damit er lebe . . .»

Die Schriftrollen geben Aufschluss über das Leben einer Sekte. Ihr «Leitfaden der Disziplin», ihr «Buch der Danksagungs-Psalmen» und andere Fragmente bereichern die Kenntnis, die wir den antiken Historikern wie Philo, Plinius dem Älteren und Flavius Josephus danken und deren Berichte manchmal voneinander abweichen.

Fast alle jüdischen Forscher sind sich darüber einig, dass es sich hier um eine Sekte der Essener handelt, die in asketischer Weise in der Wüste am Toten Meer lebte, während andere Forscher sie als Anhänger der pharisäischen Bewegung identifizieren. Wenn als fraglos gilt, dass das Geistesleben des frühen Christentums von den Essenern stark beeinflusst wurde, gehen doch die Auffassungen auseinander. So übernahm Jesus von Nazareth anscheinend von den Essenern

die positive Einschätzung der Armut und der Demut und die Bestätigung der Lehre durch Verfolgung. Die Essener hofften auf eine Erlösung vom irdischen Leiden und stellten eine Doktrin von zwei Messiasgestalten auf: eines priesterlichen Messias aus dem Hause Aaron und eines davidischen Messias. Zwar glaubten sie an die Existenz der Seele und die Allmacht der Liebe, kannten aber die Idee der Auferstehung nicht. Der bedeutendste Unterschied zwischen der Sekte von Kumran und den frühen Christen ist jedoch in den Persönlichkeiten Johannes des Täufers und Jesus selbst zu suchen, welche von der engen Spanne der Gebote zur Universalreligion gelangten durch die Verkündigung: «Tut Busse, denn das Reich Gottes ist nahe!» und durch die messianische und prophetische Auffassung ihrer Mission.

Die Ansicht vieler Forscher über die Übereinstimmung in den Grundansichten und Lehren der Essener und der Frühchristen stützt sich auch auf den Gebrauch theologischer Ausdrücke, die beim Apostel Paulus und im Neuen Testament vorkommen und die erst jetzt durch vergleichende Studien ganz geklärt werden konnten. Jedenfalls hat die Tätigkeit der damaligen Sekten – es gab zu jener Zeit deren viele verschiedenster Richtungen – den Boden bereitet, auf dem das Christentum wachsen konnte. Das Fragment des «Buches der Danksagungs-Psalmen» gilt als das am ehesten paulinische. Eine andere Rolle schildert den Krieg der «Söhne des Lichts» gegen die «Söhne der Dunkel-

heit» in einer symbolischen Erzählung, in welcher die Schöpfung in zwei feindliche Lager geteilt ist. Offenbar sind mit den «Söhnen des Lichts» die Sektenanhänger von Kumran oder die wahren Gläubigen gemeint, die gegen die «Söhne der Dunkelheit» im Streite liegen, welche abwechselnd mit den Seleukiden, den Ptolemäern, den Römern oder allgemein den nicht zur Sekte Gehörigen identifiziert werden.

Professor Flusser erklärt: «Meiner Meinung nach besteht ein literarischer Zusammenhang zwischen den Seligpreisungen der Bergpredigt und einer Stelle in den ‚Danksagungs-Psalmen‘.» Die Seligpreisung bei Jesus erweise, dass er bereit war, einige Glaubenssätze von den Essenern zu übernehmen. «Er musste sich jedoch gegen die dualistische Auffassung – der Spaltung der Menschheit in Lichtsöhne und Söhne der Dunkelheit – wenden, denn seine umfassende Liebe konnte eine solche Lehre nicht anerkennen. In den Rollen vom Toten Meer ist ja der Hass der Lichtsöhne als ein religiöses Gebot dargestellt.» Flusser schreibt: «Wir haben keine Beweise dafür, dass es nach Jesu Meinung eine Prädestination gab. Er übernahm von den Essenern ihre pietistischen Elemente und einige Züge der Askese, wobei er die pietistischen Elemente vertiefte zu einer neuen und erhabenen Form der Menschenliebe. Wir sind nicht sicher, ob solche Einflüsse einer höheren Weltauffassung durch Johannes den Täufer zu Jesus gelangt sind, doch scheint es, dass einige polemische Worte in den Evangelien gegen diese Sekte gerichtet sind. Dies würde beweisen, dass er nicht nur von Johannes dem Täufer lernte, sondern auch die Essener selbst ge-

kannt hat, die ja seine Zeitgenossen waren.»

Bezüglich weiterer Parallelen zwischen den Lehren der Sekte von Kumran und den ersten Christen meint Flusser, dass die Taufe bei Johannes identisch ist mit der Vorschrift der Taufe bei der Sekte, doch sei es ein Irrtum anzunehmen, dass Jesus einer der Essener war. Dies gehe auch aus einer Stelle in den Schriften von Josephus Flavius hervor, welcher ihn nicht als Essener darstellt –, weiterhin daraus, dass er von den Menschen, die zu ihm kamen, nicht eine Sektendisziplin, sondern nur die Taufe verlangte, und dass er die Züge der essenischen Lehre nicht teilte.

Vielen Forschern gelten die essenischen Einflüsse auf Johannes den Evangelisten und dem Verfasser der Hebräerbriefe und auf andere neutestamentarische Schriften als bedeutend. Was diese Schriften mit den Rollen vom Toten Meer gemeinsam haben, entspreche dem, was die neutestamentarischen Schriften miteinander gemeinsam haben. Es gab noch andere Sekten, die von den essenischen Gedanken durchtränkt waren – wie zum Beispiel von der Idee der Vorbestimmung und des Dualismus sowie der Erwählung durch Gnade der von Gott Berufenen, die ja sowohl bei Paulus als auch bei Johannes die «Söhne des Lichts» genannt werden, und der Idee der Kirche als ein «geistlich Haus» der von Gott dazu Berufenen. Sie drangen wahrscheinlich über diese Sekten ins Christentum ein und wurden dort verwandelt.

Wie Professor Flusser meint, scheint das frühe Christentum, wie es durch Paulus und Johannes dem Evangelisten verkörpert ist, von

der essenischen Lehre beeinflusst worden zu sein. Der Einfluss habe sich gerade ausserhalb der Grenzen Palästinas geltend gemacht. Unter den Rollen fanden sich einige Fragmente in griechischer Sprache: die Überreste einer hellenistisch-jüdischen Gruppe, die anscheinend nicht Hebräisch verstand. Daraus geht hervor, dass auch Menschen aus anderen Ländern von den Lehren der Essener angezogen wurden.

Die Auffindung und das Studium der Rollen bereichert die Kenntnis der Frühgeschichte des Christentums. Aus der Vielfalt der Mutmassungen und Theorien, die Forscher aus aller Welt über die damaligen Bewegungen aufstellen, entsteht auch für den Laien hier das grossartige Bild einer von Ahnungen und Hoffnungen erfüllten Zeit.

Hannah Petor

EUROPA-ARCHIV

Zeitschrift für Internationale Politik

Begründet von Wilhelm Cornides

Die im 35. Jahrgang erscheinende Zeitschrift der Deutschen Gesellschaft für Auswärtige Politik enthält neben Beiträgen und Berichten eine ausführliche Dokumentation, eine anotierte Bibliographie zu Fragen der internationalen Politik sowie eine Chronologie des politischen Geschehens.

Aus dem Inhalt der letzten Folgen:

Helmut Sonnenfeldt	Die Afghanistan-Krise und die amerikanisch-sowjetischen Beziehungen
Rudolf Morawitz	Die Auswirkungen der Süderweiterung der EG auf das Mittelmeerbecken
Hans Bräker	Iran, Afghanistan und die sowjetische Mittelost-Politik
Eberhard Rhein	Europäische Aussenpolitik: eine unerfüllte Hoffnung?
Lothar Rühl	Das Verhandlungsangebot der NATO an die Sowjetunion

Preis für das Jahresabonnement (24 Folgen einschliesslich ausführlichem Sach- und Personenregister): DM 130.— zuzüglich Porto. Probehefte auf Wunsch kostenlos.

Verlag für Internationale Politik GmbH

D - 5300 Bonn 1

Bachstrasse 32

Postfach 1529